

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 24

Artikel: Das Buch Hiob
Autor: Marti, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748503>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS BUCH HIOB

1. Das Problem

Das *Buch Hiob* ist innerhalb der nachexilischen jüdischen Religion so etwas wie ein überragendes Zentralmassiv im Gebirge.

Das Judentum ist die Religion des Gesetzes genannt worden, verständlicher: die Religion der Gerechtigkeit. Nicht zufällig schildert der erste Psalm das Heil des Gerechten und das Verderben des Ungerechten. Jehova gibt einem jeden nach Verdiensten Lohn und Strafe bei Leibesleben. In dieser großartigen und — unmenschlichen These gipfelt das Judentum im Verlauf der Entwicklung. *Hiob* entstand in der Zeit, da die Gerechtigkeit Gottes, so verstanden, dogmatisch fixiert war und sowohl positiv als negativ galt. Wer gerecht ist, dem ergeht es wohl, der Gottlose vergeht. Aber auch umgekehrt: wer vergeht, ist ungerecht; wem es wohl ergeht, der ist gerecht. Die Religion der Sittlichkeit und der edelsten Menschlichkeit, welche wir bei den klassischen Propheten finden, wurde weiter gebildet, artete in konsequenter Fortführung und Vereinfachung aus; sie erstarrte in Unsittlichkeit und Unmenschlichkeit, in eine Religion des Erfolges. Gerade in dieser erstarrten Masse, diesem gedrückten, gewaltigen Massiv, begann es um die Wende des vierten und dritten Jahrhunderts von neuem zu erdbeben; aus der Tiefe brachen Feuer und Lava durch; das Leben und die Wahrhaftigkeit protestierten vulkanisch gegen den toten Dogmatismus. Die Stelle, wo die unterirdische Masse am gewaltigsten durchbrach, wo es noch heute auf der Spitze des damals aufgeworfenen Kegels raucht und feuert: diese Stelle im Gebirge ist der *Hiob*.

Er ringt mit dem Problem des Leidens. Die Antwort lautet vorerst negativ: das Unglück ist nicht immer die Folge der Sünde; es ist nicht rational ethisch zu verstehen. Positiv auszudrücken ist die Lösung schwerlich mit kurzen Worten. Nur eine flache Betrachtung kann zum Schlusse kommen, dass in der Person des Satans, des Versuchers, das Rätsel gelöst sei für den Autor. Auch wird man es bloß als dichterische Abrundung betrachten, wenn am Schluss *Hiob* wieder in seinen

Glücksstand eingesetzt wird. Äußerlich wird damit das Problem hinfällig. Wir haben den feuerspeienden Berg, der am untern Rande ungefährlich und leicht zugänglich ist; aber im Innern und auf der Spitze des Kegels ist es ewig lebendig, da donnert und feuerspeit es aus der Tiefe der Erde herauf.

Wir wollen die Frage vorläufig offen lassen, so wie sie am besten offen bleibt, so oft wir das Buch aufschlagen.

2. *Aktualität, Verfasser und Zeit*

Ein Werk wie der *Hiob* entsteht nicht auf die Weise, dass sein Schöpfer sich ein Problem stellt und nun darüber dichtet. Von dauerndem Wert ist doch meistens nur das, was einmal aktuell, das heißt im besten Sinne zeitgemäß war. Der große Held, auch der Dichter, steht unter seinem Volk; er weiß, woran es leidet; und indem er kraft seines Mitleides und der Tiefe seines Geistes Antwort gibt oder um Antwort ringt auf Fragen, die sein Geschlecht beschäftigen, schafft er das ewige Werk. So ist auch der *Hiob* groß, weil er eine gute Tat war. Er ist unvergänglich, weil er eine Befreiungstat war. Das ist das Geheimnis seiner Frische. Er ist kein bloßes «Gedanken-Drama», sondern eine Kampfschrift, und er wird das bleiben, wohl noch in besserem Sinne als etwa Lessings *Nathan*.

Wir kennen den Verfasser des *Hiob* seinem Namen nach nicht und wissen auch sonst nichts aus seinem Leben. Wann er lebte und wo, das müssen wir aus dem Werke selber erschließen. Er ist einer der großen Namenlosen, welche im Alten Testament zu uns sprechen. Fast unbegreiflich muss es unserer Zeit vorkommen, dass es einmal Menschen gab, die der Welt solche Dinge schenkten und nicht einmal darum besorgt waren, der Nachwelt ihren Namen zu überliefern und von ihr ihre «Personalien» verehren zu lassen.

Mit ziemlicher Sicherheit kann aber das Folgende angenommen werden.

Die Zeit, in welcher das Problem der Gerechtigkeit Gottes auf diese Art akut werden konnte, kann etwa ums Jahr 300 vor Christus gewesen sein. (Dahin weisen auch sprachliche Merkmale.) Man war in den Jahren 538 und 458 unter zwei Malen aus der babylonischen Gefangenschaft zurückgekehrt; die heim-

gezogenen Juden hatten den Tempel neu aufgebaut, die zerstörte Stadt Jerusalem wieder hergestellt, alles unter unsäglichen Opfern und Mühen. Es wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht der Glaube an die Verheißungen der jüngeren Propheten und das Vertrauen auf den gerechten Herrn im Himmel, der den Schuldlosen schützt und ihm beisteht, das Volk der Juden wacker gehalten hätte. Aber so bewunderungswert auch die Energie war, die in diesem Glauben wurzelte, so weltgeschichtlich bedeutsam auch dieses Festhalten an der Gerechtigkeit Gottes war und bleiben sollte: das ganze vierte Jahrhundert brachte nur Kampf, Not, Prüfung, aber nicht das leidenschaftlich geglaubte und ersehnte Heil. Eine schwere Zeit brach besonders an, als der Mazedonier Alexander mit seinen Heeren Vorderasien durchzog. Aber auch nach seinem Tode hörte Judäa nicht auf, der Kampfplatz der Heere aus Syrien und Ägypten zu sein. Damals entstand der *Daniel*, der in verhüllter Form zum Ausharren und Festbleiben bis zur göttlichen Entscheidung ermahnte und der in den folgenden Befreiungskämpfen unter Führung der Makkabäer das Judenvolk zu seinen Taten begeisterte. Da entstanden wohl auch die meisten Psalmen, welche dem Toben der Völker, der Heiden, das Vertrauen auf Gottes Herrschaft und Gericht entgegenstellten. Jahwe triumphiert schließlich über alles und mit ihm sein Volk. Da wurde das Problem der Theodizee als brennend empfunden für jeden frommen und strengen Juden; und ergreifend ist es, zu sehen, wie sie — ohne die Aussicht auf ein Leben nach dem Tode und eine jenseitige Vergeltung in den Vordergrund zu stellen — ihren zähen und heroischen Glauben auf die letzte Spitze treiben: an uns liegt die Schuld, wir müssen das Gesetz noch treuer halten, uns reinigen von allem Heidentum, dann werden wir froh den großen Tag des Gerichtes erleben. Das war aber auch die Zeit, da einige anfingen, mit dem Hellenentum zu sympathisieren. Die Besten aber verinnerlichten sich, und von ihnen vernehmen wir zugleich die heldenmütigsten und zartesten Töne des Psalmenbuches.

« Auf Gott vertraue ich und fürchte mich nicht!
Was können Menschen mir anhaben? »

Oder jenes andere:

« Dennoch bleibe ich stets an dir,
denn du hältst mich bei deiner rechten Hand.
Du leitest mich nach deinem Rat
und nimmst mich endlich mit Ehren an.
Wenn ich nur dich habe,
so frage ich nichts nach Himmel und Erde ... »

Aber schließlich wird da auch jener unbekannte Wahrhaftige in Jerusalem irgendwo gelebt haben, der wie kein anderer, von denen wir Kunde haben, aus der Not der Zeit und aus dem Feuer seines persönlichen Wahrheitsempfindens das monumentale Werk schrieb. Hiob ist er selber, Hiob sind die tiefsten unter dem schwergeprüften Judenvolke. Sie leiden zweifach: unter der äußern Not und unter dem harten Dogma von der Gerechtigkeit Gottes, das alles Elend als Folge der Schuld hinstellt. Dieser Hiob bekämpft, ohne dass er hellenisierend am Jahweglauben irre würde, das starr und unmenschlich gewordene Judentum. Aber er findet sich auch nicht ohne weiteres mit der Verinnerlichung ab, die uns an den angeführten Psalmstellen ergreift. Der Schwerpunkt liegt nicht in der Beantwortung der Frage, warum man unverdient leiden müsse, sondern im wahrhaftigen Kampf, in der ganzen Intensität, mit der immer wieder das Problem neu gestellt wird.

Und weil am Ende doch die subjektive Wahrhaftigkeit eines Menschen allerbestes Teil ist, besser als noch so viele nette, rundliche und rechtwinklige Weisheiten und Wahrheiten, die wir einander zuwerfen und auffangen, weiter kolportieren und nachschwätzen, darum ist *Hiob* immer aktuell. Heute noch raucht der Berg, der da aufgewühlt wurde.

Trotzdem lohnt sich die Mühe, auch das Resultat zu betrachten und zu würdigen, welches endlich gegeben wird.

3. Die Lösung

Die Betrachtung einzelner Stücke würde zeigen, wie reich an Ansätzen zur Lösung des Problems die Streitreden von Kapitel 3 bis 37 sind. Namentlich müsste darauf hingewiesen werden, wie viel Kluges und Weises die Freunde Hiobs für sich haben, wie dagegen Hiob bei allem Mangel an « Wahrheiten » das eine für sich hat: er erschüttert durch ungeheuchelte Wahrhaftigkeit. Denn gewiss lässt der Dichter die Freunde

sehr viel Tiefes und Richtiges sagen, und Hiob weist in bitterm Hohne manches ab, das ernst zu nehmen ist. So könnte einer, der nicht ständig bedenkt, dass für den Autor nur die subjektive Wahrhaftigkeit und Innerlichkeit etwas gilt, wohl den Eindruck gewinnen, als wäre er oft tief ohne sich seiner Tiefe recht bewusst zu sein. Dies ist namentlich da der Fall, wo der Gedanke hervorbricht, dass der Sinn des Leidens in der Erziehung des Menschen liegt. Aber Hiob ist ja von Anfang an « unsträflich und rechtschaffen, gottesfürchtig und dem Bösen feind », und er kann diese Lösung nicht annehmen. Das Ethos ist befriedigt, das Pathos allein ist da. So ist das Problem bei allem Protest gegen das Judentum doch rein jüdisch.

Hiob ist ein « Gerechter ». Das erkennen die Freunde, und dies ist innerhalb des Gedichtes ihre Schuld. Nicht einmal die großartige Vision des Eliphias kann von da aus auf das Selbstbewusstsein des Hiob einen Eindruck machen (4, 12—21). Ebensowenig als das Schlusswort der ersten Rede des Eliphias:

« O glücklich der Mann, den Gott zurecht weist!
So verschmähe nicht die Zucht des Allmächtigen.
Denn er verwundet, doch er verbindet auch;
er zerschlägt, und seine Hände heilen wieder.

Der Verheerung und Teuerung kannst du lachen,
und die wilden Tiere brauchst du nicht zu fürchten.
Denn mit des Feldes Steinen bist du im Bunde,
und die wilden Tiere sind mit dir befreundet.
Du wirst erfahren, dass wohlbehalten dein Zelt;
und musterst du deine Fluren, so vermisest du nichts.
Du wirst erfahren, dass deine Nachkommen zahlreich sind,
und deine Sprossen wie das Gras der Erde.
In Vollreife gehst du zum Grabe ein,
gleichwie die Garbe zur Tenne hinauf kommt zu ihrer Zeit. »

Wenn wir diese Worte im Geist des ganzen Buches lesen, so müssen wir sagen: Das ist recht schön geredet, aber es trifft nicht zu, weil unser Held nicht einer ist, der zurechtgewiesen werden muss. Er ist des Heiles würdig, und seine Freunde reden an ihm vorbei.

Hiob ist nicht sittlich erlösungsbedürftig. Darum ist die Dichtung auch überwiegend pathetisch. Von dieser Voraussetzung aus ist sein erschütternder Pessimismus und sein

Zweifel an Gottes Gerechtigkeit auch keine Sünde. Hingegen fehlen die Freunde, die Gott zu liebe Unrecht reden.

Aber eben: unter höhern sittlichen Gesichtspunkten müssen wir Hiobs Selbstbewusstsein als falsch bezeichnen. Das Hiobsproblem, dass ein absolut Gerechter so leidet, löst sich für uns auf, denn solche Gerechte gibt es nicht. Die Freunde haben recht, nur nicht so und darum, wie sie es meinen. Und wenn das Urteil über Hiob von einem höhern Standort aus ähnlich lautet wie das seiner Freunde, dass er nämlich vor dem heiligen Gott ein Sünder ist: so summt uns das ernsthaft-spässige Wort in den Ohren, dass diese Freunde « gescheiter sind als sie selber, freilich auch viel dümmer als sie selber ».

Die im Rahmen der Dichtung gültige Antwort auf Hiobs Frage finden wir — authentisch genug — in den Reden Jahwes am Schlusse. Der Held muss sie anerkennen. Vor ihr beugt er sich: « Einmal habe ich geredet und zweimal werde ich es nicht wieder tun ». Und nach einer neuen Rede zum Schluss: « Darum widerrufe ich und bereue in Staub und Asche. »

Was antwortet Jahwe? Feinsinnig hat namentlich Rudolf Otto in seinem Buche *Das Heilige* diese Reden besprochen. Er macht darauf aufmerksam, dass die Antworten nicht rational sind, nicht etwa in einem Hinweis auf höhere Zwecke bestehen, die nur Gott bei der Schöpfung und Regierung der Welt kennt. Dagegen ist das, was wir hören, durchaus irrational, es kommt aus einem Abgrund religiösen Erschauerns und überzeugt nur das Gemüt. Hiob wird überwunden durch das reine Geheimnis, das Mysterium, das Wunderbare der Schöpfung, das seinen deutlichsten Ausdruck gerade im Monströsen, Fürchterlichen findet.

Man macht sich freilich im Anfang beinahe auf eine teleologisch rationale Erklärung gefasst, oder doch zum wenigsten erwartet man einen Hinweis auf das Über an reiner Vernunft und reiner Güte Gottes. So bei der prachtvollen Schilderung der Weltschöpfung: als Gott die Maße der Erde bestimmte und die Meßschnur spannte, als er unter dem Jubel der Morgensterne die Pfeiler der Erde einsenkte, ihren Eckstein hinwarf; als er hinter Toren das Meer verschloss und sie öffnete und wiederum die stolzen Wogen bannte; im Hinweis auf das

Morgenrot und die verborgenen Kammern von Licht und Finsternis, Regen und Schnee. Schließlich, wenn Hiob gefragt wird, ob er die Bande der Pleiaden und des Orion knüpfen könne, ob er den Tierkreis samt dem Bären herausführe und die Gesetze des Himmels kenne, dann steht uns auf den Lippen was die Psalmen in allen Tonarten zum Ausdruck bringen: dass bei Gott allein Weisheit und Verstand ist.

Dahin mag wohl die Absicht zielen. Aber gewiss noch darüber hinaus. Wir sollen überwunden werden durch die dämonische Rätselhaftigkeit, das schlechterdings Unsagbare und Unfassbare an Gott, das ebenso unter als über aller menschlichen Vernunft zu sein scheint. Das wird sofort deutlich bei der Schilderung der wilden Tierwelt. Da marschieren auf die Löwin und ihre nach Beute gierigen Jungen, die Raben, die zu Gott schreien; rätselhaft ist das Leben der Gemsen im Gebirge, in unbändigem Freiheitstrieb spotten Wildesel und Wildochs aller vernünftigen Bändigung. Dann die Straußin mit ihrem Fittich und dem schnellen Lauf, aber ohne Liebe zu ihren Jungen, ohne alle Klugheit; dann das Ross, mutig und des Krieges froh. Oder was kann man bloß vernünftigerweise anfangen mit dieser unvergesslichen Stelle:

« Fliegt auf dein Geheiß der Adler so hoch,
bringt er auf dein Geheiß in den Bergen an sein Nest?
Auf Felsen wohnt und horstet er,
auf der Felsen Zacke und Hochwacht.
Von dort erspäht er den Fraß;
in weite Ferne blicken seine Augen.
Und seine Jungen schlürfen Blut,
und wo Erschlagene sind, da ist er. »

Aber noch ist der Höhepunkt nicht erreicht. Er liegt in der Schilderung des Behemoth und des Leviathan. Es sprechen zwar Gründe dafür, dass gerade diese Stellen über die ins dämonisch Erhabene, ins furchtbar Kosmische gezeichneten Tiere (Nilpferd und Krokodil), von einem Spätern eingeschoben sind. Allein Rudolf Otto sagt mit Recht, « dass der Einschiebende die Pointe des ganzen Abschnittes ausgezeichnet gefühlt hat. »

Wir sollen freilich staunen, bewundern, klein werden vor dem Allmächtigen, aber nicht, indem wir Weisheit oder Klug-

heit ahnen, die von derselben Qualität ist wie die menschliche, nur quantitativ unendlich. Nein, erschrecken sollen wir vor dem erhaben Grauenvollen an Behemoth und Leviathan, das uns ein Hinweis ist auf die andere Qualität Gottes und seine für uns Menschen fürchterliche Willkür und Heiligkeit. Unser Verstand soll nicht befriedigt werden, er soll einfach überwältigt still stehen. Nicht der Mensch herrscht hier über die Tiere kraft seines Geistes, es hat dem Schöpfer gefallen, gerade das Scheußlichste über alles zu setzen:

«Auf alles Hohe sieht Leviathan herab.
Ein König ist er über alle stolzen Tiere.»

Das Mysterium wird unter Furcht und Zittern bewundert; es zieht, schauervoll wie es ist, doch an. Hiobs Seele schweigt nicht nur, sie wird von Erhabenheit gesättigt und gedemütigt. Er muss den Selbstwert dieser Dinge anerkennen, ohne ihn zu begreifen. Darin liegt — ohne dass er am Wert der menschlichen Gerechtigkeit und an der Pflicht zur Gerechtigkeit je zweifelt — auch die Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Leidens beschlossen. Der Mensch darf nicht hadern mit dem Allmächtigen.

Aber nicht weniger als die Tiefe des Pathos und die originale Religiosität des Werkes verdient sein ungebrochener sittlicher Heroismus unsere Bewunderung.

4. Gehalt und Form

Der Gehalt, den wir soeben darzustellen versuchten, ist nun gerade hier nicht zu trennen von der Form. Nichts kann so sehr das Eigentümliche unserer Dichtung und damit aller hebräisch-orientalischen Dichtung zerstören, als wenn wir eine Scheidung zwischen Inhalt und Form machen. Es ist allein unser Unvermögen, dem raschen Wechsel von Bildern und Anschauungen zu folgen, das uns nötigt, aus einer verwirrenden Fülle von Stimmungen, Fragen, Gleichnissen den verbindenden Gedanken zu suchen oder nachdenklich da im Geiste ordnende, scharfe Konturen zu ziehen, wo doch nur Farben und Farbenübergänge sind. So etwas müssen wir wieder zu vergessen suchen, ob es auch einmal nötig war. Nachher erst, wenn es zur stillen, unaufdringlichen Selbstverständlichkeit geworden

ist, kann auch der volle Genuss am farbenreichen Bilde stattfinden.

Es sei hier an eine Stelle in den Anmerkungen Goethes zum *Westöstlichen Divan* erinnert, der auch für unser Werk aufhellend ist. Hier wird im Abschnitt über Urelemente in der orientalischen Poesie darauf aufmerksam gemacht, dass dem Semiten fast nichts begegnen kann, das sich nicht auf irgendeine Weise mit den Haustieren und den natürlichen Lebensbedingungen verbinden ließe: mit Kamel, Pferd, Schaf, Berg und Wüste, Fels und Sand, Fluss und Meer, Kraut und Baum, Horizont und Firmament. Die überraschendsten Assoziationen sind da natürlich; ursprünglich und schlagend wirkt, was bei uns oft den Beigeschmack des Gezwungenen und Gesuchten haben wird.

Wir brauchen nur unsern Text aufzuschlagen, so werden wir mit beiden Händen nach Beispielen greifen können. Da fordert Hiob (6, 2—4) auf, dass man seinen Unmut wöge und sein Leid auf die Wage lege; es befindet sich schwerer als der Sand am Meer; darum gehen die Worte irre; denn des Allmächtigen Pfeile stecken in ihm, deren brennendes Gift seine Seele einsaugt. In sechs kurzen Zeilen vier Bilder: der Kaufmann mit der Wage, das Land am Meer, der Irrende in der Einöde, der vergiftete Pfeil des Feindes. In den nächsten sechs Zeilen wird der Schmerz geschildert. Statt dass Tränen fließen und Schweiß strömt, marschieren ganz ungezwungen auf: der Wildesel auf grüner Weide, der Stier bei seinem Mengfutter, die salzlose Speise, das fade Eiweiß, unreine Nahrung. Hie und da, wie zufällig eingeschoben, sind uns die «Wimpern der Morgenröte», «die Tage, die dahinfahren wie ein Weberschiff», «ein Mann, der Lästerung trinkt wie Wasser», reizvolle Wendungen; aber gehäuft wirkt das für uns ermüdend, einschläfernd, abstumpfend, weil wir weniger mit den Augen zu denken gewohnt sind als der Hebräer. Relativ selten wird bei einem Bilde länger verweilt, wie es unserm Schönheitssinn am angenehmsten ist. Aber wie eindrücklich haftet dann die Anschauung im Gedächtnis! So wenn etwa Hiob seine Freunde mit dem treulosen Bach in der Wüste vergleicht, dessen Rinsale zu Zeiten angeschwollen sind von Wasser, Schnee und Eis

und die Ufer überschwemmen; aber dann, getroffen von der Sonnenglut, schwinden sie, winden träge ihren Lauf, versickern unterm Sande und enttäuschen die Karawanen aus Tema und Saba. So auch, wenn Hiob seine erste Klage anhebt: wer schauderte nicht ob jener Nacht der Finsternis, des Wolken-dickichts, die sich nicht einreihen darf in die Zahl der Tage und Monde, ohne Jubelruf in der Stille, ohne Stern, ohne Morgenrot, ohne Fruchtbarkeit, verschlungen vom Rachen des Leviathans!

So gilt es eben, sich hineinzufühlen und hineinzulesen in den fremden Geist, bis das Auge nicht mehr geblendet ist vom freien Licht, das Ohr nicht mehr verwirrt von den vielen Klängen, bis wir die weite Steppe sehen, die in wenigen Tagen von grünem Gras und Blumen übersät ist, bis wir die Sterne singen hören am nächtlichen Himmel, bis die Anschauung Gedanke wird, die Sprache selber Gehalt. Gerade das, was uns am Anfang am meisten Mühe macht, die Breite, das immer neue Aufhäufen von Personifikationen und Tropen, ist schließlich nicht zu trennen vom hohen Schwung und dem rauschenden Pathos der Gedanken.

INNERKIRCHEN

PAUL MARTI